

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1908

118 (21.5.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 41

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Dr. 41. Karlsruhe, Donnerstag den 21. Mai 1908. 28. Jahrgang.

Klatsch.

(Nachdr. verb.)

Der Klatsch ist eine menschliche Eigenschaft. Keine der angenehmsten. Scheinbar harmlos, kann die Klatschsucht Schlimmeres anrichten, als eine Mordwaffe. Das Klatschen kennt keine Klassenunterschiede. Man kann fast sagen, je höher die Kultur, je feiner die Zivilisation, desto raffinierter, boshafter und gefährlicher der Klatsch. In den mittleren und unteren Schichten hat er zwar derbere Formen, ist dafür aber harmloser. Es gibt zwei Mädchen am Brunnen an der Tugend ihrer gemeinsamen Freundin kein gutes Haar lassen, oder ob die Philister hinter dem Viertisch sich über die Gründe auseinandersetzen, weshalb der Kollege „Soundso“ Stadtrat geworden ist, oder ob ein Kollegium gelehrter Häupter die neuesten Ansichten eines jüngeren Professors kritisiert, oder ob in einem ästhetischen Café eine Anzahl Literaten sich über ihre Verleger oder gar ihre Kritiker unterhalten, es ist alles — der gleiche Klatsch. Das Wesen des Klatsches besteht bei allen Völkern, allen Gesellschaftsschichten und allen Altersstufen in der Sucht, sich, ohne auch nur ein Wort von sich selbst zu sagen, durch schlechte Beleumdung des Nächsten in ein gutes Licht zu setzen. Du sollst nicht falsch Zeugnis reden — ist gar kein israelitisches Gebot gegen den Meineid, wie oft geglaubt wird, sondern eine Warnung vor dem Klatsch. Weit unständlicher sagt ein chinesisches Sprichwort dasselbe:

„Samsend sehen blaue Fliegen
Sich wohl auf den Haun;
O du gnadenreicher Herrscher
Wolle nicht Verleumben traun.“

Es ist eine der größten Klatschereien schwächbedürftiger Männer, sich über die Klatschenden Frauen aufzuregen. Denn alle Welt weiß, daß das sogenannte stärkere Geschlecht, besonders unter Mitwirkung von Bier, Zigarettenrauch, oder anderen Stimulanzien, je nach Land und Sitte, der verführerischen Lust mehr oder weniger bössartigen Plauderns sehr gerne frönt. Zugestanden mag sein, daß Männerklatsch im allgemeinen stofflich etwas höher steht, aber Klatsch ist es deshalb doch. Das Kannegießern der Vierphilister, bei dem die Großmannsjucht den Hauptton angibt, ist der beste Beweis dafür. Vom Klatsch als welthistorischer Erscheinung wissen wir, daß er sich schon bei den alten Ägyptern fand. Das sagen Klotengridt, das über die Könige abgehalten wurde und angefüllt ein Beweis für die hohe sittliche Stufe der alten Ägypter sein soll, war nichts als umgekehrter Klatsch. Anstatt Böses zu sagen — wie man es bei Niederstehenden tut, wenn man in die Höhe kommen will — schwätzte man sich dort durch scheinbare Anklagen, die aber in rühmende Lobreden ausklangen, das rote Mödlein zusammen. Das soll auch heute noch, sogar außerhalb Ägyptens, beim Tod von Fürsten vorkommen.

Die athenischen Politiker und Bürger — um das klassische Altertum nicht zu überspringen — bot die Agora, der Markt oder auch die Turnhalle, das Gymnasium, Gelegenheit zum Kannegießern und zum Erzählen von allerhand Geschichtchen über die biedereren Nachbarn und Freunde. Die aristophanischen Lustspiele zeigen, bis zu welcher Blüte im hochgebildeten Athen der Klatsch geblüht war.

Die alten Römer pflegten den Schwatz auf dem Forum und in den öffentlichen Wädern, die bei ihren großartigen und bequemen Einrichtungen beliebte Stellbühnen für Bekannte waren. Kriegsnachrichten, pikante Details aus dem Familienleben der großen Männer Roms und der adeligen Familien, literarische Neuigkeiten, kurz alles, was römische Waschweiber beiderlei Geschlechts interessieren konnte, war in den Wädern zuerst zu erfahren.

Im Mittelalter, als durch den Einfluß eines heuchlerischen Pfaffenstums das Baden als unsittlich galt, kamen die Barbier- und Friseurläden, gewissermaßen als Ersatz für die Baderanstalten, auf. Die italienischen Barbieri des Mittelalters

haben eine nicht unbedeutende Rolle für die gesamte Kultur-entwicklung ihres Landes gespielt. Ihr Wesen mit aller Welt machte sie oft zu sehr gebildeten Plauderern, einige davon waren gefährliche satyrische Schriftsteller. Im 14. Jahrhundert war es Mode, daß die Barbieri durch humoristische Improvisationen ihre Kunden belustigten. Sie beeinflussten in nicht geringem Grade die Entwicklung der italienischen Komödie und der Volksdichtung. Natürlich war der Stoff für die Improvisationen fast ausschließlich das Neueste aus dem politischen und Familienklatsch. Das Florenz der Medicäer besah in seiner Blütezeit einige Duzend dichter Barbieri.

Im modernen Italien hat die Barbierstube als Klatschlokal zwar an Bedeutung verloren, und zwar durch die vielen kleinen Restaurants, aber auch jetzt noch kann man ganz ergötliche Geredel erleben und einen Barbier, den Seifenpinsel in der Hand, mit funkenden Augen und leidenschaftlichen Bewegungen, eine Rede vor den in der Stube herumstehenden Kunden halten sehen. Es handelt sich fast ausschließlich um Politik, wenn nicht um das private Leben irgend einer hochgestellten Persönlichkeit. In Spanien gibt es kaum besondere Orte, wo man der Klatschsucht obliegt. Es wird jeder Ort für geeignet gehalten, sich sehen zu lassen und sich auszusprechen. In Madrid wird auf der öffentlichen Promenade der Alameda von zahlreichen Gruppen so lebhaft gestikuliert und geschrien, daß man meint, es handle sich um eine aufrührerische Kundgebung gegen die Regierung. Das Gespräch dreht sich aber höchstens um die Zahl der Blumentörbe, Briefe und Geschenke, welche der Toreador nach dem letzten Stiergefecht von den vornehmen Damen Madrids geschickt bekommen hat. In Portugal ist das Klatschlokal par excellence die Apotheke. Es gibt nirgends mehr Apotheken auf der Welt, als in Portugal. Nicht etwa, weil der Gesundheitszustand dort ein besonders schlechter ist, sondern weil man in den kühlen Apotheken gerne sitzt, Zigarren raucht, die der Apotheker verkauft und dazu schwätzt.

In Frankreich hat der Klatsch wohl die geistvollste Form erreicht. Sein Reich ist das Boulevard-Café, wo durch Zigaretten, Abjinh und Cognac das orientalische Getränk in seiner Wirkung noch erhöht wird und der Klatsch die Weiße des esprit erhält. Dem esprit des Pariser causeur ist nichts mehr heilig und die Pose im feinsten Gewande bildet den Hauptbestandteil des Gesprächs der Pariser elegants.

In England, dem Lande der größten sittlichen Heuchelei, dem in letzter Zeit nur noch Amerika dieselben Ruhm freitig machen will, ist der scherzende, plaudernde, oder der hämisch bössartige Klatsch streng verpönt. In der Öffentlichkeit! Aber die Klubs sind dafür die Stätten, wo die Klatschsucht im so üppiger in die Blüte schickt und was dort bei Malaga-Sekt und Porto besprochen wird, läßt an Kleinlichkeit und Niedrigkeit nichts zu wünschen übrig. In Deutschland ist der Klatsch, besonders derjenige, der mit dem Anspruch austritt, ernst genommen zu werden, fast Nationaleigenschaft. Auf alle Fälle ist das Vielreden echt deutsch. Vom Vielreden bis zum Klatschen ist ein sehr kleiner Schritt. Trotz der großen Verdienste, welche die Presse um die Volksbildung hat, bleibt ihr aber auch die Verantwortung für die Förderung des Klatsches durch Papier und Druckerschwärze.

Die öffentliche „Brunnenbergstung“, die durch mit den Schwächen des Publikums vertraute Verleger und Redakteure in dieser Hinsicht betrieben wurde, hat unberechenbaren Schaden angestiftet. Besonders die bürgerliche Presse ist eine Brutstätte des Klatsches schlimmster Art.

Auch der Gerichtsaal hat sich schon oft zum indirekten Förderer des Klatsches erniedrigt. Was in dieser Hinsicht in einem der neuesten Standal-Prozesse aus der höchsten Gesellschaft geleistet wurde, das ist bis jetzt noch gar nicht alles zutage gekommen.

Es ist von modern empfindenden und zartnervigen Leuten jüngst eine Liga gegen den Lärm gegründet worden. Eine gegen den Klatsch wäre viel wichtiger!

Vom dritten Lebenstage an gibt man den Küden zunächst alle zwei Stunden auf einem steils saubere gehaltenen Holzbretchen trockene Buchweizengrütze oder Hafersgrütze und setzt ihnen als Getränk in einem flachen Schälchen ganz frische süße Milch vor. Das Viden lernen sie rasch durch Aufklopfen des Fingers auf das Bretchen. Sind die Küden satt, so werden Futter und Milch weggenommen.

Geflügelzucht.

Als vorzügliche Hühner, weil fleißige Eierleger und zugleich gute Fleischhühner, sind die Wyandottes zu nennen. Dieselben sind nicht für engen Raum geeignet, da sie zu leicht fett werden, lassen sich leicht aufziehen und sind früh zeif. Sie sind gute Winterleger, mit zirka 140—150 Eiern pro Jahr; ihre Brutelust nimmt aber mit dem Alter zu und damit der Eierertrag ab.

Outbrütende Hühnerassen sind die Cochin, Brahma, Langshan. Kleinere Brahmaabartde sollen noch besser sein. Trutzhühner brüten drei- bis viermal nacheinander, jedoch soll man sie nur zweimal brüten lassen. Man errichte das Nest an einem stillen, dunklen Orte auf Sand- oder Erdgrund, in welchen man eine muldenförmige Vertiefung macht, die so weit mit einem Gemisch von Sand und Holzasche angefüllt wird, bis nur eine leichte Mulde bleibt. Diese legt man mit einigen Farnwedel- oder Heidekrautstengeln aus und vertieft das aus weichem Hafersstroh oder Heu bereitete Nest durch Niederdrücken des Nestmaterials. Die auf diese Weise hergestellten Brutnester haben den großen Vorzug, das Ungeziefer, das den Gluden oder den Jungen schädlich werden kann, möglichst abzuhalten, zugleich aber die natürliche oder zuzuführende Feuchtigkeit länger zu erhalten.

Literatur.

500 Wize und Anekdoten, gesammelt, gefichtet, gebichtet und zum besten gegeben von Paul Oppermann. Verlag von G. Donner, Mühlhausen i. Th. Mit Bienenfleiß hat hier der Herausgeber 500 Anekdoten, Wize und Kalauer zusammengetragen. Der umfangreiche Inhalt des Büchleins ist zudem in Form von einzelnen Kapiteln mit treffender Ueberschrift übersichtlich zusammengestellt. „Unser Klein“ machen natürlich, wie immer, den Anfang, dann kommen die „Flegeljahre“, die „verliebten Leute“, das „goldene Ehejoch“, die bewährte „Dienstboten-Ecke“ fehlt auch nicht, und so geht es in lustigem Durcheinander bis zur „Kumpellammer“ und „Charivari“, bis dann die „komischen Klappatronen“ das Werkchen mit einem Knalleffekt abschließen. Hochbefriedigt wird der Leser das Buch aus der Hand legen.

Dem reisenden Publikum sei die Lesüre des 144 Seiten starken Bandes, den übrigens eine hübsche freundliche Ausstattung ziert, als lustiger Reisebegleiter bestens empfohlen. Vorrätig ist das Buch in jeder Buchhandlung zum Preise von 1 Mk.

Leichmann, Dr. Ernst, Die Vererbung als erhaltende Macht im Fluße organischen Geschehens. Illustriert. In Farnbrud-Umschlag geheftet 1 Mk., fein gebunden 2 Mk. Verlag des „Kosmos“, Gesellschaft der Naturfreunde (Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung), Stuttgart. (Die Mitglieder erhalten diesen Band kostenlos.)

Nummer 11 des „Süddeutschen Postillon“ versendet die Münchener Verlagsfirma M. Ernst. Ein Heldenbild Friedrich Naumanns ziert die erste Seite. Ein Vollbild Konterfei die Staatsreiter mit der Schere. — Ein kräftiger preußisch-bayrischer Witz ziert ein farbiges Halbbild, Vielohlawets Anstrengungen kennzeichnet das Schlupfbild. — Vom teglichen Inhalte sei hervorgehoben: Freijunns Reichstagsferien (Geb.). — Die Ermittlung aus Korfu (Geb.). — Ein Interview beim Fürsten Eulenburg. — Die Flugblattverbreiter (Geb.). — Dernburgs Reisen (Geb.). — Vielerlei Glossen und prächtige Satire. — Einzelnummer 10 Pf.

Aphorismen.
An der schlimmsten „Katerstimmung“ eines Mannes ist in der Regel eine „falsche Kaze“ schuld.

Den meisten Leuten machen ihre grauen Haare mehr Gedanken, als ihre Gedanken ihnen je graue Haare gemacht haben.

Es ist kein Bollwerk in der Welt so unfruchtbar, daß die Eitelkeit kein Futter darin fände.

Der Ehebruch ist der einzige Beruf, der nur — von Liebhabern ausgeübt wird.

Sich selber treu zu bleiben, wie wünschenswert das auch sei, kann man doch eigentlich von Herzen nur sehr wenigen Menschen raten.

Die größte Gefahr für eine unverständene Frau ist — verstanden zu werden.

Man sucht gewöhnlich Zerstreuung, wenn man Sammlung braucht.

Die meisten Leute machen sich große Illusionen über ihre Ideale.

Wir Menschen haben zu allem Geduld — nur nicht zum Warten.

Ratgeber.

Gegen den Alkohol.

Legt das an Alkohol erparnte Geld in guten Büchern an. Sorgt für den Ausbau der Bibliotheken, welche man aber nicht in Kneipen unterbringen sollte; es findet sich gewiß ein geeigneter Raum. Schafft auch selbst nach und nach eine kleine Bücherei an. Das Geld von einem Glase Bier reicht schon für ein lezenswertes Büchlein. Rest zu Hause; klärt Frauen und Kinder auf. Die Pflege häuslicher Geselligkeit wirkt am besten dem Wirtshausbesuch entgegen.

Gemeinnütziges.

Schwaben gründlich zu vertreiben. In einer gründlichen Vertreibung der Schwaben eignet sich vorzüglich eine Mischung gleicher Gewichtsteile gestoßener Zucker und verdünnter, nicht leuchtender Phosphorpaste. Die Mischung wird entweder auf einem Teller oder an den Stellen ausgelegt, wo sich die Schwaben namentlich aufhalten. Diese fressen den Phosphorbräu mit großer Begierde und sterben.

Dunkelblaue Keinen- und Baumwollkleider werden nach der Wäsche wie neu, wenn man statt der Stärke Roggenmehl verwendet. Man kocht von Roggenmehl und Wasser im Verhältnis zur Menge der zu stärkenden Sachen einen dünnen Brei und verbünnt denselben nach Bedarf. Die Behandlung ist genau wie bei der Stärkewäsche. Die Kleider werden auf der linken Seite geplättet.

Landwirtschaft.

Eine gute Braugarste muß arm an stickstoffhaltigen Bestandteilen sein; dieserhalb ist bei der Düngung der Gerste eine gewisse Vorsicht am Platze. Um ein für Brauereizwecke geeignetes Korn zu erzielen, empfiehlt es sich im allgemeinen, stickstoffhaltige Nährstoffe nur in geringen Mengen zu verwenden. Besonders will man gesunde haben, daß die Düngung mit Stallmist und Chilisalpeter die Güte der Braugarste sehr beeinträchtigt. Die beiden Düngemittel erzeugen zwar einen üppigen

Alkoholfreie Getränke.

Zu dieser Klasse von Erfrischungsgetränken rechnen wir alle jene Fabrikate, die mit oder ohne Kohlenäure-Imprägnierung aus Wasser, Zuder, Fruchtzucker, Fruchtdestillation und sonstigen Aromastoffen zubereitet sind, und nicht zuletzt auch die Mineralwässer natürlicher wie künstlicher Art. Vielfache Beobachtungen lassen erkennen, daß die von den Fabrikanten gewählten Bezeichnungen mit der Beschaffenheit der Getränke nicht im Einklang standen. Bei dem großen Umfange dieser mißbräuchlichen Uebung erschien es uns ratsam, die von der freien Vereinigung deutscher Nahrungsmittelchemiker aufgestellten Forderungen für den Verkehr mit Brausegetränken den höchsten Interessenten durch Vermittlung des Gesundheitsamts zur Kenntnis zu bringen, und hofften, daß man ihnen Beachtung schenken und vor allem die Verwendung der nicht unschädlichen schaumgebenden Stoffe, der Saponine, aufgeben würde. Spricht doch bereits der Normal-Entwurf einer Polizeiverordnung, betreffend Mineralwasserapparate usw. für das Königreich Preußen vom 23. Oktober 1906, für solche Stoffe ein direktes Verbot aus. Unerwartet stießen wir auf Widerspruch, so daß der Meinungsaustrausch bis jetzt noch zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt hat. Das Bedürfnis nach alkoholfreien Getränken wächst von Jahr zu Jahr, und der Wunsch des abstinente Teils der Bevölkerung geht in erster Linie dahin, an Stelle der vergorenen Getränke gesundheitlich einwandfreie Erfrischungsmittel zu erhalten.

Wir scheuen uns durchaus nicht, darauf hinzuweisen, daß die heutige Industrie der alkoholfreien Getränke sich auf ganz falscher Bahn bewegt, solange sie sich kein höheres Ziel gestellt hat, als gefärbte, parfümierte und schaumhaltige Kunstprodukte mit hochklingenden Namen und fragwürdigem Genuswert herzustellen. Wir zweifeln auch daran, daß die in einseitiger Weise beratene Industrie aus sich selbst zur Gesundung kommen wird, daß es ihr selbst gelingt, die wilde Konkurrenz auf dem Gebiete der alkoholfreien Getränke auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen. Wir erwarten vielmehr, wie dies in Preußen vorbildlich geschehen, Besserung der kaum noch haltbaren Zustände nur im Wege der Verordnungen. Dann würden auch jene Getränke wieder zur Geltung kommen, die unter allen Umständen den Kunstprodukten nach Geschmack und Belohnlichkeit weit überlegen sind, jene Produkte, die direkt aus der Obstverwertung hervorgegangen sind und als wesentlichsten Bestandteil reine und schmackhafte Fruchtzucker enthalten. Mehr und mehr kommen auch die fälschlicherweise als „alkoholfreie Weine“ bezeichneten Getränke in Aufnahme, die sich in Wirklichkeit als mit Wasser gesüßte und gezuckerte Fruchtmoste darstellen. Es entbehrt nicht eines gewissen Interesses, daß es tatsächlich einen Fruchtzucker gibt, der in absoluter Reinheit gewonnen und pasteurisiert in den Handel kommt, für sich oder mit Wasser gemischt genossen wird. Es ist dies der alkoholfreie Apfelsaft, der sonach das Ideal aller alkoholfreien Getränke darstellt. Die Untersuchungen erstreckten sich weiterhin auf 15 in Leipzig hergestellte Selterswasser, die sich durchweg als einwandfrei erwiesen und die Verwendung von reinem Wasser und Zutatenerkennen ließen. (Aus dem Verwaltungsbericht der Stadt Leipzig.)

Die Frau in der Tierschutzbewegung.

Seit den Anfängen der Tierschutzbewegung in Deutschland ist auch die Frau auf dem Gebiet des Tierschutzes eifrig tätig. Anfangs begnügte sie sich, die Tierschutzbewegung zu fördern durch warme Empfehlung des Tierschutzes in Freundes- und Bekanntenkreisen; bald aber stellte sie ihre Arbeitskraft auch uneigennützig in den Dienst der humanen Bewegung, und heute ist sie in dieser Bewegung unentbehrlich. Alle Tierschutzvereine schätzen die Arbeitskraft der Frau sehr hoch, und versprechen sich von dem edlen und praktischen Sinn der Frau eine große Förderung der Tierschutzbewegung. In allen Bureaus der Tierschutzvereine sind Frauen, in den Tierasylen arbeiten Frauen und als Straßenspektoren ist auch schon die Frau sehr tätig. Warum? Weil das Frauengemüt viel empfänglicher ist für die Leiden der Tierwelt als der im harten Kampf ums Dasein gestählte Sinn der Männer. Der Mann geht oft achlos vorüber, wenn ein Pferd überlastet, gemißhandelt wird, oder wenn es eine Verletzung erlitten hat, die ihm seinen Dienst erschwert. Die Frau empfindet es sofort, wenn ein Tier leidet, und zögert

keinen Augenblick, tatkräftig einzugreifen. Indem sie wahr, den Tierquälerei zur Anzeige bringt oder helfend eingreift, um die Leiden des Tieres zu mildern.

Aber die Wirksamkeit der Frau geht noch weiter. Als Erzieherin und Beherrscherin der Kinder hat sie auch die Macht, den Sinn der Kinder für die Leiden und Freuden der Tierwelt zu öffnen, in ihrem Herzen das Mitleid für die Tierwelt zu entfachen und ihnen einzuschärfen, stets liebevoll und gerecht gegen die Tierwelt zu sein. Ist doch das kindliche Gemüt sehr empfänglich für alles Schöne, Hehre und Heilige, und steht zu hoffen, daß die Saat, welche in Kinderherzen gestreut wird, aufgehen, gedeihen, blühen und reiche Früchte tragen wird. Daher ist zu wünschen, daß immer mehr Frauen in der Tierschutzbewegung tatkräftig mithelfen. Keine Frau sollte dieser Bewegung fern stehen; namentlich die Mütter sollten es nicht unterlassen, ihre Kinder zum Mitleid und zur Gerechtigkeit zu erziehen. Denn es ist erwiesen, daß das Verhalten der Menschen zur Tierwelt ihrem Verhalten gegenüber zur Menschheit entspricht. Wer also gefühllos gegen Tiere sein kann, der wird auch gegen Menschen nicht edel, hilflos und gut sein. Hier gilt besonders das Wort Goethes:

„Mit einer erwachsenen Generation ist nicht viel zu machen, weder in körperlichen noch in geistigen Dingen, in Dingen des Geschmacks wie des Charakters, aber seid klug und fangt es mit der Jugend an, und es wird gehen.“

Hermann Bornhagen.

Die Heuet.

(Nachdr. verb.)

Weiße Wolken segeln am blauen Himmel, und über die blumigen Wiesen streicht der kühle Morgenwind. Die duftigen roten Gräser, die goldenen Sterne der Arnika und die blauen Glockenblumen neigen sich unter der Lieblosung des herben Gestells. Aber hinter ihm kommt ein noch herberer mit aufgeschlüpften Hemdbärmeln. Der führt an langem Stiel ein scharfes glänzendes Ding in den Händen; das macht: hwiist — hwiist, und wenn es hart am Boden durch die Gräser und Blumen fährt, dann neigen sie sich nieder, diesmal aber bis auf den Grund, legen sich in langen Schwaden hin und sterben. Hwiist! — Hwiist!

Wenn die ruhelosen Leute von der Feder wüßten, wie köstlich es sich ausruhen läßt bei der Arbeit mit seinen zwei eigenen Armen, wie klar der Kopf und wie froh das Herz wird! Nur eine Stunde täglich, aber nicht zum Spielen, sondern als echte rechte Handarbeit. Mit der Zeit wird man genussüchtig und ist erst mit zwei, drei, vier Stunden zufrieden. Es ist eine profitable kleine Kapitalsanlage der Kräfte. Die Muskeln wachsen, der Appetit wächst, der Schlaf wächst. Das physiologische Gewissen erwacht im Menschen und die Ruhe zieht in Kopf und Herz ein. Anstatt nach dem vielgeplagten nimmerastenden Gehirn wird das Blut nach den Händen und den Füßen gepumpt, und es wird einem leicht in der Krone. Aber allein soll das niemand tun. Denn es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Das gilt nicht nur fürs Paradies, sondern auch für die Feldarbeit. Sobald es zwei oder mehrere sind, stellt sich bei der körperlichen Arbeit unwillkürlich der Rhythmus ein, der Anfang aller Musik. Und Musik, auch in ihren primitiven Anfängen des Rhythmus, erleichtert die Arbeit, weil es das Gehirn vom Denken befreit, vom Denken an seine Klagen und Sorgen. „Sgit niz schwermütiger, als allein Heuen oder Dreschen“, hat mir einmal eine Bauersfrau gesagt. Sie hat es gefühlt, aber nicht gewußt, weshalb das so ist. Der Klang dreier Dreschpflegel ist schon Musik, und auch der Schmiech macht unwillkürlich Musik, wenn er anscheinend ganz unnützlich seinen Hammer auf dem bloßen Amboss spielen läßt, während der Gesell mit dem Zwölfpfünder das glühende Eisen bearbeitet. Es geht leichter auf diese Art. So auch beim Heuen, wo ins Neuen oder Schütteln auch leicht ein Rhythmus kommt, obwohl die Geräusche dabei ganz gering sind. Und wenn der Rhythmus drin ist, dann kommt der Humor in die Arbeit. Ein harmloser Scherz fliegt hinüber zu dem Ewigweiblichen, das auch lieber im Heu als in den Stuben arbeitet; eine gesalzene Antwort kommt zurück; gesundes Gelächter schallt durch die Luft. So ist Zug in der Arbeit.

Aber auch sonst ist Ruhe und Freude beim Heuen. Man sieht wieder einmal, wie unermesslich reich das Leben in der

Wahr ist. Die Qualitäten der Wiesen, die Gärten, die besonders geschätzt, und der Tod rings um sie herum haust, ergeben sie sich einem ausgelassenen Liebesleben. Ein leichtsinniges Volk. Die Käser sind schon mehr Hypochonder. Sie fliehen, wohin sie können. Am unglücklichsten sind die Kröten, die schönen braunen, von denen nur hysterische Damen oder Herren behaupten können, es seien häßliche Tiere. Klump sind sie, das ist wahr, aber deshalb ist ihre Flucht vor den Gabeln und Netzen auch so passig. Freilich, wenn die Sonne kommt, die blinde, scharfe, dann hört der Spaß auf, auch für die braune Kröte. Trüben stehen sie, die Wälder und wehen. Die Sensen klingen und sagen:

„I hau dir nit,
I hau dir nit,
Du magst mich nit weße
Wi du wit.“

Aber sie haue doch! Wieder fallen die Schwaden. Dann gehen die Wälder zum Müni. Ich aber leg mich zur doppelten Ruhe, des Geistes und des Körpers, nieder, und, wie von einer unsahbaren Stimme gesprochen, klingen mir die Verse des Marschenbüblers Allmers in das Ohr:

„Ich ruhe still im hohen, grünen Gras
Und sende lange meinen Blick nach oben;
Von Grillen rings umschwirrt ohn Unterlaß,
Von Himmelsbläue wunderbar umwoben.
Und schöne weiße Wolken ziehn dahin
Durchs tiefe Blau, wie schöne stille Träume.
Mir ist, als ob ich längst gestorben bin
Und ziehe selig mit durch ew'ge Räume.“

A. Fendrich.

Aus allen Gebieten.

Kunst und Wissenschaft.

Staatliche Unterstützung freier Volksbühnen. Im Budgetauschuss des österreichischen Reichsrats beantragte Genosse Ellenbogen eine Staatsunterstützung der Wiener Freien Volksbühne, da diese allein dafür Sorge, daß dem Volke das Theater zugänglich gemacht werde. Der Berichterstatter unterstützte die Forderung, die darauf vom Ausschuss angenommen wurde.

Medizinisches.

Die Leberbeine und ihre Bedeutung für Arbeiter. Mit dem Ausdruck „Leberbein“ faßt man im gewöhnlichen Leben verschiedene Erscheinungen zusammen, die nicht immer gleichwertig sind. So tritt z. B. bei starker Anstrengung einzelner Sehnen, wie es bei schweren Arbeiten, aber auch beim Reiten und Turnen, vorkommen kann, eine verhältnismäßig harmlose, mit reichlicher Fibrinausscheidung einhergehende und deshalb ein knarrendes Geräusch verursachende Sehnencheidenentzündung auf, die meistens mit Jodtinktur und Ruhe beseitigt wird, gegen die wir aber auch kürzlich mit Erfolg den unterbrochenen (paradischen) Strom zur Anwendung gebracht haben. Von dieser unechten Art Leberbeine, wenn wir so sagen wollen, die sich sehr leicht an den Sehnencheiden des Unterarmes bilden, sind die echten Leberbeine, die Ganglien, zu unterscheiden. Sie bestehen in knotartigen Ausstülpungen der Sehnenhülle, besonders am Handrücken und in der Handfläche, bis zur Größe eines Taubeneies, haben einen mehr schleimigen Inhalt und stehen zuweilen, aber nicht immer, mit der Sehnenhülle und dem Gelenk in Verbindung. Man sucht sie häufig unter der Haut zu zerdrücken, indem man mit einem Hammer darauf schlägt oder sie heftig gegen einen Knochen andrängt; sonst ist eine kleine chirurgische Operation hierbei erforderlich.

Am ein Leberbein dieser Art handelt es sich in einer Unfallgeschichte, die Dr. Hermann Engel in der „Medizinischen Klinik“ schildert. Ein Arbeiter erlitt durch Umkippen in einer Wolltrage eine Quetschung der rechten Wade, konnte aber nach neun Tagen seine Arbeit wieder aufnehmen. Im Laufe der folgenden Monate bildete sich an der Innenseite des Fußes an Knöchel eine Geschwulst, die nach übereinstimmenden Aufzeichnungen der Chirurgen als ein Leberbein anzusehen war. Es handelt sich nur darum, ob dieses, wie der Arbeiter nach ca. einem Vierteljahr behauptete, die Folge des Unfalls sein konnte, und besonders ob die Möglichkeit vorhanden war, daß es sich schon zwei

Allerlei.

Wie man seine Verhaftung erzwingt. Eine lustige Geschichte hat sich jüngst an der Hungerfood-bridge, nahe dem Embankment in London ereignet. Spazierte da kurz nach Mitternacht ein Mann auf den dort postierten Policeman zu und fragte höflich, ob er nicht in Haft genommen werden könnte. Der Konstabler konnte natürlich nichts anderes erklären, als daß er keinen vernünftigen Grund einsehe, diesem Verlangen zu entsprechen. Fünf Minuten später: Der Schutzmann fiel aus allen Wolken, als der Mann jetzt nachend auf ihn trat. Das einzige, was er anbotte, war ein Gut. „Jetzt müssen Sie mich nehmen“, sagte der Mann. Als der Konstabler ihn fragte, wo er seine Kleider gelassen hätte, wies der Mann auf die Themse: „Dort schwimmen sie.“ Der Konstabler sah aus dieser peinlichen Situation keinen anderen Ausweg, als den Mann auf die Polizeiwache zu bringen. Aber weit und breit war keine Droschke zu finden, und er mußte den nackten Mann, so wie er stand und ging, durch die Straßen schleppen. In Bowstreet, wo das Londoner Polizeipräsidium liegt, entpuppte sich der Häftling als der 56jährige John Bell, der ohne Mittel in London umherirrte und in seiner Verhaftung den einzigen Weg sah, sein Leben zu fristen. Die Polizei behielt ihn zwar nicht in Haft, aber sie gab ihm wenigstens frische Kleider.

Das Holzkreuz als Zufluchtsstätte. Wie man rumänischen Mäthern aus Also-Badasz bei Hermannstadt meldet, wurde der Bauer Jon Mora, als er abends aus dem Walde nach Hause ging, von einem Rudel Wölfe überfallen. Glücklicherweise besaß sich in der Nähe ein großes hölzernes Kreuz, auf welchem Jon Mora bis zur obersten Spitze emporkroch. Ueber zwei Stunden umkreisten die Wölfe das Kreuz unter fürchterlichem Geheul, bis sie endlich abzogen und Jon Mora ungefährdet seine Zufluchtsstätte an der Spitze des Kreuzes verlassen konnte.

Wenn Männer einkaufen. Einen bösen Reinsfall erlebten in Berlin drei fürsorgliche Chemänner beim Einkauf eines defekten Sonntagsbratens, den sie überaus billig von dem Fleischhändler, Paul Hilpert, in einem Schanklokal in Lichtenberg gekauft hatten. — Am 23. November v. J., einem Samstag, suchte der Möbelpolierer J. nach Feierabend noch das Schanklokal von Behold in Lichtenberg auf. Bald nach ihm betrat der Fleischhändler Hilpert das Lokal und warf ein großes Stück Fleisch auf den Tisch, welches er der Wirtin zum Kauf anbot. Diese lehnte es jedoch nach flüchtiger Besichtigung ab und äußerte dabei, daß das Fleisch wohl von Weseler, einem Pferdeschlächter in Lichtenberg, herrühre. Diese Bemerkung war anscheinend dem am Nebentische sitzenden J. entgangen. Er wendete sich an Hilpert und fragte, ob er nicht das schöne Stück Fleisch kaufen könne. Als sich mehrere andere Gäste über das selten gute Aussehen des Fleisches wunderten, erklärte Hilpert, daß es von einem ganz jungen Kinde stamme, welches er soeben auf dem Wagerviehhof geschlachtet habe. In der Absicht, seiner Frau eine Freude zu bereiten, kauft J. von Hilpert fünf Pfund Fleisch zum Preise von 3,50 Mk. Auch zwei andere Gäste kauften größere Quantitäten von dem billigen Sonntagsbraten. Am nächsten Vormittage spielten sich in den Behausungen der drei Käufer ziemlich tragikomische Szenen ab. Die Ehefrau des J. hatte schon am Samstag Abend die „Lebergeschung“ ihres fürsorglichen Gatten mit sehr mißtrauischen Augen betrachtet. Als dann aber das Stück Fleisch in der Bratpfanne erst einen grünen und dann einen schwärzlichen Ton annahm und dann auch etwas sonderbar roch, kam Frau J. auf einen schrecklichen Verdacht. Sie sah sich den „Braten“ etwas näher an und kam schließlich zu der Ueberzeugung, daß sie ihre Kochkunst an einem Stück „Hottschuh“ verschwendet hatte. Neugierig ging es in den Küchen der beiden anderen Käufer zu. Auch hier kam man bald zu der Ansicht, daß die Chemänner mit dem Kauf des billigen Bra-